

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 46

Sonntag, den 14. November

1915

Eine ungeliebte Frau.

Roman von Marie Harling.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Wie Herbert von dem heißen, unbeherrschten Gesicht angewidert wird, in dem so deutlich die Leidenschaft gezeichnet steht. Es ist ihm fast unmöglich, Gleichgültigkeit zu heucheln. „Daß Marianne sich doch amüßeren, sie ist ja noch so jung. Es wird ihr so wenig Gelegenheit geboten, ihre Jugend zu genießen.“

Konstanze lacht leise, wie Klänge von zerbrochenen Glascherben klingen das Lachen.

„Herbert, verstelle dich doch nicht, du solltest doch wissen, daß es dir bei mir nichts nützt. Ich sehe ja doch, wie dich Mariannens Fröhlichkeit ärgert.“

„Bist du nur zu mir gekommen, um mir das zu sagen, Konstanze, dann tut es mir leid, daß du um so geringfügiger Ursache willen Herrn von Platen auf seinen Tanz warten läßt. Sieh' nur, wie ungeduldig er zu uns herüberblickt.“ Unverhohlener Spott klang aus Herberts Worten.

Konstanze ist bleich geworden, unheimlich glühen die Augen aus dem weißen Gesicht.

„Ich weiß, daß ich dich verloren habe, Herbert, aber ich bin keine Frau, die solche Zurücksetzung geduldig hinnimmt. Ich werde mich rächen, merke dir das!“

Sie wandte sich dem Landrat von Platen zu, mit dem sie bald im Gewühl der Tanzenden verschwindet. Herberts Blicke suchen Marianne. Sie steht neben Dagobert Destow, die Hand leicht auf seinen Arm gelegt. Auch Grete hat sich mit ihrem Tänzer, einem jungen, hübschen Leutnant, zu den beiden gesellt. Die Unterhaltung scheint sehr belebt, mehr als einmal hört er das leise, melodische Lachen seiner Frau, ihre sonst so blassen Wangen sind lebhaft gerötet.

Nach einer kurzen Pause schließen beide Paare sich den Tanzenden wieder an. Dagobert und Marianne tanzen ganz nahe an Herbert vorüber: er sieht ihr schönes, sprechendes Antlitz, den warmen, freien Blick ihrer Augen. In einem plötzlichen Entschluß tritt er auf die Tanzenden zu.

„Du mußt dir zu viel zu, Marianne, du bist ja ganz erhitzt. Ich muß dich bitten, eine Weile auszuruhen.“

Bestürzt blickt Marianne auf den Gatten; die scharfe Sprache treibt ihr ein heißes Rot in die Wangen. Auch Dagobert blickt den Freund erstaunt an.

„Aber Herbert, wir haben doch kaum zu tanzen angefangen, ich denke, so etwas körperliche Bewegung ist doch nur gesund.“

„Ich wünsche aber nicht, daß Marianne länger tanzt, ich denke, das muß dir genügen!“ erwidert Herbert steif und kalt.

Dagobert verneigt sich ohne eine Spur von Empfindlichkeit. „Natürlich wird dein Wunsch mir Befehl sein. Ich danke Ihnen, gnädige Frau für die vergnügten Minuten.“

Dagobert entfernt sich ruhig, Herbert und Marianne bleiben allein. Es wird ihm unbehaglich unter den erstaunt fragenden Blicken seiner Frau. Er hätte sie ja so gern in seine Arme genommen, hätte sie weit fortgetragen, daß keines Menschen Auge sie erblicken könnte. Nur für ihn allein sollte sie ja da sein. Aber gleich schämte er sich dieser eifersüchtigen Regung, die so störend in Mariannens Vergnügen eingegriffen.

„Verzeih', Marianne, daß ich in etwas unhöflicher Weise euren Tanz beendete, aber ich fürchtete wirklich, du könntest dich zu sehr anstrengen!“ bringt er endlich gepreßt hervor.

Sie blickt mit ruhiger Freundlichkeit in seine düster flammenden Augen.

„Ist es nur das, Herbert, so kannst du beruhigt sein. Ich habe immer gern getanzt, und es macht mir auch nicht die geringste Anstrengung. Ich fürchtete schon, du habest es unpassend gefunden, daß ich zum zweiten Male mit Herrn von Destow tanzte. Ich glaubte deinem intimen Freunde keinen Korb geben zu sollen.“

„Es war mir unerträglich, dich fortwährend in den Armen eines anderen zu sehen. Für den eigenen Gatten hast du keine Sekunde übrig.“

„Aber Herbert, wir sind doch stets zusammen; ich glaubte kaum, daß du meine Gesellschaft heute abend vermissen würdest.“

„Marianne, warum bist du zu allen so gütig und freundlich, warum muß ich allein darben bei deiner gleichgültigen Kälte?“

Ehe sie es verhindern kann, hat er den Arm um ihren Nacken geschlungen. Für einen Augenblick ruht ihr Kopf an seiner Schulter. Der Duft ihres Haars umschmeichelt seine Sinne, er fühlt das Klopfen ihres Herzens durch die leichte, weiche Seide ihres Kleides.

Marianne fühlt sich wie betäubt, es braust ihr in den Ohren, graue Nebel wogen vor ihren Blicken. Willenlos schmiegt sie sich an des Gatten Brust, sie spürt mit Erschauern den Druck seines Körpers. Da reißt ein leises, spitzkriechendes Lachen sie aus der kurzen Seligkeit, schwarze, Limonisch funkelnde Augen bohren sich in ihren Blick.

Welch reizende Schäferszene! Schade, daß ich kein Maler bin, ich würde das liebevolle Bild auf der Leinwand festzuhalten suchen.“ Herbert erschrak, als er in Konstanzes Augen blickte. Welch ein Abgrund von Leidenschaft und Bosheit tut sich da vor ihm auf! Marianne hat sich schnell gefaßt.



Ein Wiedersehen auf dem westlichen Kriegsschauplatz:
Der Deutsche Kaiser, die Kaiserin und der Kronprinz.

„Mir schwindelte ein wenig vom Tanzen, nun ist es mir wieder besser.“ Herbert, wenn es dir recht ist, möchte ich bald nach Hause fahren.“

„Wie du wünschst.“ Auch Herbert ist wieder vollständig Herr seiner selbst, kühl, ruhig wie immer klingt der Ton seiner Stimme.

„So will ich mich von den Deskosts verabschieden.“ Mit leichtem Nicken geht Marianne fort. Finster blickt Herbert Konstanze an, die ganz nah' zu ihm getreten ist. Der Ausdruck ihres Gesichtes hat sich mit einem Schlage verändert, fast demütig bittend blicken die dunklen Augen ihn an.

„Herbert, du zürnst mir, und du hast ja auch ein Recht dazu. Aber wüßtest du, Herbert, wie furchtbar ich leide, du hättest Mitleid mit mir.“

Katlos blickt Herbert auf das schöne Mädchen. Was soll er beginnen, wie ihre Aufregung beruhigen? Mit festem, bezwingendem Druck legt er seine Hand auf ihren Arm.

„Konstanze, beruhige dich doch! Was sollen all diese aufregenden Szenen? Du ruinierst deine Gesundheit, ohne etwas zu bessern. Finde dich doch endlich mit den geschenehen Tatsachen ab. Was soll es nützen, immer in alten Wunden zu wühlen?“

„Herbert, warum sprichst du so zu mir? Du liebst Marianne, leugne es nicht. O, Herbert, daß du dich so weit vergessen könntest, dies Mädchen aus dem Volke zu lieben. Hättest du einer Dame von Rang und Stand Herz und Hand gereicht, ich hätte es verwunden; vor einer Marianne Holfeld zurückstehen zu müssen, ist furchtbar bitter.“

Unsicher blickt Herbert auf Konstanze, der weiche, schmerz-durchzitterte Ton führt ihn irre. Konstanze leidet, leidet um seiner willen! Dieser Gedanke beherrscht ihn momentan vollständig. Er ist ja viel zu edel und hochherzig, um ruhig zusehen zu können, wenn jemand um seiner willen leidet und mit dieser Hochherzigkeit hat Konstanze gerechnet. Sie spielt ihren letzten Trumpf aus, äußerlich ganz wehmütige, entlagende Dulderin, innerlich erzittert sie in boshafter Schadenfreude. Gend sollen sie werden, alle beide, sie sollen den Weg nicht finden, der sie zueinander führt. Immer wieder wird sie sich zwischen ihn und Marianne stellen, bis sie des ewigen Kampfes müde geworden, auseinandergehen. Eher wird ihr Haß, ihre Rache nicht befriedigt sein. Herbert hat Konstanzes beide Hände ergriffen, dringlich redet er auf die mit gesenktem Blick und glühenden Wangen Dastehende ein.

In diesem Augenblick kehrt Marianne zurück. Es gibt ihr einen Stich ins Herz, wie sie die beiden so vertraulich erblickt, aber sie ist gewöhnt, sich zu beherrschen. Durch merkliches Räuspern verkündet sie ihre Nähe, sie hält es unter ihrer Würde, zu lauschen. Konstanze blickt auf. Mit einem erschreckten Ausruf zieht sie ihre Hände aus denen Herberts, und in anscheinend höchster Verwirrung flieht sie in den Saal zurück. Ruhig und kühl begegnet Marianne den finster auf sie gerichteten Blicken ihres Gatten.

„Marianne, warum belauschest du uns? Ich wünsche nicht, bei all meinem Tun und Lassen von dir beobachtet zu werden.“

Herbert weiß ganz genau, daß er seiner Frau in diesem Augenblick unrecht tut, daß gewöhnliche Spionage ihr vollständig fernliegt, aber seine Nerven sind bis zum Äußersten gespannt, er muß seiner Erregung Luft machen. Marianne erblaßt, doch höher noch richtet ihre schlante Gestalt sich auf.

„Auf deine Anklage ein Wort zu erwidern, halte ich unter meiner Würde. Ich kam nur, weil ich glaubte, wir würden heimfahren.“

„Ach ja, richtig, wir wollten nach Hause, es ist ja auch wohl das Beste.“ Er spricht müde und abgesehen, kein Wort der Entschuldigung hat er für seinen so ungerechten Verdacht.

Nach diesem peinlichen Vorfall gestattet sich das Verhältnis der Ehegatten noch kühler. Konstanze triumphiert heimlich, Herbert kommt öfter als sonst zu seiner Mutter, und sie weiß es dann jedesmal einzurichten, daß auch sie sich bei der Baronin befindet. Ihre schönen, diabolischen Augen können so verführerisch blicken, sie kann so weich, so anscheinend sein, wenn sie es für ihre Zwecke passend hält. Baronin Strehlen, obgleich eigentlich von harnloser Gutmütigkeit, durchschaut dennoch Konstanzes falsches Spiel. Sie muß fort, je eher, je besser! Zu diesem bestimmten Entschluß hat sie sich durchgerungen, nur der Gedanke, wo sie am besten unterzubringen sei, macht ihr große Sorge. Es wird nicht leicht sein, für Konstanze einen passenden Aufenthalt zu finden, denn überall wird sie in ihrer herrischen, despotischen Art anstoßen. Konstanze allerdings ahnt nichts von diesen Plänen, sie freut sich, daß es ihr gelungen, Herbert wieder ein Stück seiner Frau fern zu bringen.

V.

Gräfin Miz ist ankommen. Im Triumph hat Grete sie in ihrem kleinen Ponywagen nach Markitten gebracht. Nun prolcht sie im Park umher, indes die Freundinnen oben in Mariannens traulichem Zimmer zusammensitzen. Mit dem ihr eigenen, feinen Taktgefühl hat Grete sich zurückgezogen, wohl wissend, daß die beiden sich nach so langer Trennung viel zu berichten haben.

Am Abend stellt sich auch Dagobert ein, um die Damen ab-zuholen. Eine kleine gemütliche Gesellschaft sitzt im Wohnzimmer beisammen. Durch die hohen Fenster fällt das letzte Licht des scheidenden Tages, sattrote Weinranken niden vertraulich herein. Ein feiner, angenehmer Resenduft strömt durch die offenen Fenster, leise, ganz leise löst sich ein Blatt des dunkelroten Weinlaubes, lautlos fällt es gerabe vor Marianne nieder. Sie hebt es auf, ein melancholisches Lächeln spielt um ihre Lippen.

„Es wird schon Herbst. Wie schnell doch die Zeit kommt und vergeht! Nun sind es schon vier Jahre, seit wir Madame Dubois verließen.“

„Ja und recht alt und weisheitsvoll sind wir seitdem geworden!“ lacht Gräfin Miz. Sie steht am offenen Fenster, die scheidende Sonne zaubert goldene Lichter auf ihr reiches, eschlonndes Haar. Sie ist keine eigentliche Schönheit, aber dennoch liegt in ihrem Antlitz jener Zauber vornehmer Weiblichkeit, der aller Herzen im Sturme erobert. Die dunklen Weichenaugen blicken für gewöhnlich ernst, aber wenn sie lacht, strahlt sonniger Frohsinn über ihr ganzes Gesicht.

Ein kurzes Schweigen ist etgetreten, das Miz unterbricht mit den Worten: „Marianne, hast du dich auch fleißig im Singen geübt? Weißt du noch, wie unser Fräulein stets sagte, eine gute Stimme müsse durch Uebung auf ihrer Höhe erhalten werden, sonst gliche sie dem Pflug, der nicht arbeite, er müsse in einer Ede der Schiene verrotten. Wie ist's mit deiner Stimme nun? Bitte, willst du uns nicht ein wenig vorsingen?“

Marianne ist bei Miz Worten rot geworden, Grete aber springt wie elektrisiert aus ihrem bequemen Schaukelstuhl auf.

„Du singst, Marianne? Und davon hast du uns nichts gesagt? Das war nicht recht, Herbert daß du das Licht deiner Frau so unter den Scheffel stellst.“

„Mir war bisher nicht bewußt, daß Marianne eine besondere Veranlassung zum Singen hat!“ erwidert Herbert eilig.

Alle blicken etwas erstaunt auf Marianne, sie errötet leicht, antwortet aber vollkommen ruhig: „Ich hatte wirklich bisher keine Veranlassung, mein bißchen Talent vor dir leuchten zu lassen. Ungefragt produziert man sich nicht gern.“

Grete, die bemerkt, daß sie ungewollt schon wieder einen Bod geschossen hat, bemerkt jetzt lebhaft: „Aber wirklich, Marianne, dann mußt du jetzt singen. Wer soll dich begleiten?“

„Laß es mich tun, Liebste!“ bittet Miz, „wir haben ja früher so oft zusammen gespielt und gesungen.“

Sie ist schon zum Klavier getreten und blättert nun in den Noten.

„Was soll ich spielen, Marianne?“

„Ich weiß es selbst nicht, ich habe so lange nicht mehr gesungen. Jrgend ein kleines Lied von Brahms oder Schumann. Ich fürchte, zu größeren Partien reicht meine Stimme nicht mehr. Ich habe ja gar keine Uebung.“

Leise präluierend gleiten Miz Finger über die Tasten, das Vorspiel ist beendet, dann setzt Mariannens Stimme ein. Die Zuhörer sind wie gebannt, kaum wagen sie zu atmen.

Marianne hat keine große Stimme, aber sie ist von solch edlem Wohlklang, von solch glodenheller Reinheit und Weiche und dabei so schmiegsam, so fein nuanciert, jede Farbentönung des Glüdes oder Schmerzes vermag sie wiederzugeben. Zuerst bringt sie zwei kleine Lieder von Schumann aus Chamisso's „Frauenliebe und Leben“: „Du Ring an meinem Finger“ und dann:

„Ich kann's nicht fassen, nicht glauben.“

Herbert starrte wie gebannt auf die Sängerin, wieviel Schmerz und Leidenschaft zittert in ihrer Stimme, als die Worte zu ihm dringen:

„Ich kann's nicht fassen, nicht glauben, es hat ein Traum mich berückt;

Wie hätt' er doch unter allen mich Arme erhöht und beglückt? Mir war's, er habe gesprochen: „Ich bin auf ewig dein!“

Mir war's, ich träume noch immer, es kann ja nimmer so sein. O laß mich im Traume sterben, gewieget an seiner Brust, — Den seligsten Tod mich schlürfen in Tränen endlicher Lust.

Ich kann's nicht fassen, nicht glauben, es hat ein Traum mich berückt, —

Wie hätt' er doch unter allen mich Arme erhöht und beglückt?“

Der letzte Akkord ist verklungen, tiefe Stille herrscht in dem weiten Raum. Herbert ist ganz bleich geworden, in seltsamer Frage blicken seine Augen auf Marianne. Ist das wirklich seine Frau, die dort singt? Kann sie unter ihrem kühlen Äußeren solch tiefes, leidenschaftliches Empfinden verbergen!

Der frohe Beifall, der der anfänglichen Stille folgt, reißt ihn aus seinen Träumen. Keiner hatte die weihvolle Stille unterbrechen mögen, ein Wort, ein Ton schien ja wie eine Entweihung des Augenblicks, — da war es wieder Grete, die das Kapitel wieder retten mußte, wie sie sich ausdrückte, damit es nicht noch gar der Melancholie anheim falle.

„Marianne, wie schön! o wie schön! bitte! bitte noch ein Lied. Aber jetzt etwas Lustiges, sonst graukt mir ja.“

„Die andern lachen, doch Marianne meint: „Etwas Lustiges liegt meiner Stimme nicht besonders, wenigstens heute nicht, Kleines!“

„Auch die andern vereinigen ihre Bitten mit derjenigen Gretes, nur Herbert bleibt stumm. Er steht tiefblau hinter dem Stuhle seiner Frau, die Finger um die Lehne gekrampft. Als sie jetzt wie fragend zu ihm aufblickt, liegt ein solch bezwingender Ausdruck in seinen Augen, daß sie unwillkürlich wieder aufsteht und zu Aliz tritt, die noch am Klavier sitzt. Und wieder beginnt sie zu singen. Erst Schuberts „Heidenröslein“ und dann das kleine Volksliedchen von den zwei „Königskindern“.

Wie gebannt heften ihre und Herberts Blicke ineinander. Singt sie nur für ihn diese Lieder? Fast will es ihm so scheinen. Hatte nicht auch er das Röslein auf der Heide gebrochen, mußte nicht auch er nun geduldig leiden, daß es ihn stach! Und dann sang sie von den zwei Königskindern, die zueinander nicht kommen konnten, weil ihnen das Wasser zu tief war. Und wieder traf ihn ihr Blick. Stumme, anklagende Qual lag darin. Wie konnte sie nur im Gesang so aus sich herausgehen, sie, die sonst auch nicht für eine Minute ihre kühle Reserve verlor? Längst waren Aliz und Marianne vom Klavier fortgegangen, als Herbert aus seinem tiefen Stimmemporfuhr.

Noch ein Weilchen plauderte man von diesem und jenem, dann verabschiedeten sich die Buchener Herrschaften. Aliz hatte Marianne das Versprechen gegeben, in den nächsten Tagen mit Greta für ein paar Tage herüber zu kommen.

Marianne und Herbert sind allein. Mit gefurchter Stirn und düsterem Blick ist Herbert ins Zimmer zurückgekehrt, nachdem er den Gästen das Geleite gegeben.

„Marianne, warum hast du mir nie von deiner Stimme gesprochen? Wie muß ich vor unseren Gästen dastehen? Ist es denn so notwendig, daß alle Welt um die Zerrissenheit unseres Lebens weiß?“

„Herbert!“ Sie will die alte, kalte, stolze Maske wieder vor ihr zudenendes Gesicht nehmen, aber unter seinen anklagenden Blicken unendlicher Qual kann sie die Maske nicht wieder finden. Doch sie weicht vor ihm zurück, als er die Hand nach ihr ausstreckt.

„Sei ohne Sorge, Marianne!“ lacht er da bitter auf, „ich berühre dich nicht; das Recht dazu habe ich ja verwirkt, trotzdem ich dein Gatte bin. Aber du in deiner kalten, stolzen Selbstgerechtigkeit stehst ja so himmelhoch über dem elenden Betrüger, der es gewagt, unter der Maske der Ehrlichkeit die Hand nach dir auszustrecken.“

Er lacht noch einmal bitter, schneidend auf, dann geht er zur Tür. Doch bevor er sie öffnet, wendet er sich um. Marianne steht noch auf demselben Fleck, ihr Gesicht ist starr und weiß wie aus Marmor gemeißelt. Da schauert er zusammen vor der Kälte seines Weibes, hastig eilt er hinaus in sein eigenes, einsames Zimmer. Aus dem linken Schloßflügel schimmert noch Licht, ein leuchtendes Quadrat malt sich auf dem weißen Kies des Vorplatzes. Ein dunkler Schatten huscht hin und her, in ruhelosem Wandern: Konstanze. Sie hat Mariannens ergreifende Lieder gehört, sie hat am offenen Fenster gestanden, als die süßen, schlüchtern Weisen in die Nacht hinaustönten. Da hat sie klirrend das Fenster geschlossen, mit heißen, zornsprühenden Augen hat sie sich neben die Baronin an den Kamin gekauert.

„Konstanze!“ bittet diese mit sanfter Stimme, „öffne doch das Fenster wieder, damit ich die herrliche Stimme höre. Ich hatte keine Ahnung, daß Marianne so wundervoll singen kann.“

„Ich werde das Fenster nicht öffnen!“ erwidert Konstanze, „ich will die Lieder der Schlange nicht hören. Mögen sich andere an ihrem Gift berauschen, ich danke dafür!“

„Konstanze, warum bist du so unversöhnlich? Begrabe doch endlich deinen unvernünftigen Groll. Ich glaube, es ist das Beste, wenn du einige Zeit von Marklitten fortgehst. Ich habe an meine Schwester, Frau von Almers, geschrieben, ob sie dich einige Zeit aufnehmen könne. Heute bekam ich die Antwort. Eise schreibt mir, sie wolle dich gern einige Zeit bei sich behalten. Seitdem auch Runo, ihr Vetter, geheiratet habe, sei es ihr oft

recht einleuchtend. Du müßtest von meinen Wünschen sehr entgegenkommen, wenn du einige Zeit nach Almershof gehst. Meine Schwester führt ein großes Haus, vielleicht findet sich dort auch für dich eine annehmbare Partie.“

Baronin Strehlen hat sehr schnell gesprochen, als fürchte sie, der Mut zum Sprechen könne ihr sonst schwinden. Konstanze hat sie mit keinem Wort unterbrochen, nun lacht sie aufschneidend, voll bitteren Hohnes.

„So, also doch! Es ist gekommen, wie ich gedacht. Platz machen muß ich der gnädigen Frau, ich, eine Gräfin Wanderott, der Krämerstochter! Nun gut, ich gehe schon, ich will dem Glücke der Herrschaften nicht im Wege stehen.“

„Konstanze, sei doch gerecht! Ihr reißt euch ja gegenseitig auf bei diesen ewigen Zänkereien. Ich habe nur euer aller Bestes im Auge, wenn ich dich fortsende. Ruhe müßt ihr haben und euch selbst wiederfinden, das könnt ihr aber nie, wenn ihr tagtäglich die Wunde eurer Seele aufreißt, da kann sie ja nie vernarben.“

„Das soll sie auch nicht, Tante Hüde, wenigstens nicht eher, bis ich mich gerächt habe. Elend haben sie mich gemacht, sie sollen auch elend werden, alle beide.“

„Konstanze! Konstanze! Du spielst so frevelhaft mit dem Feuer. Wenn du nur nicht selbst es bist, die am ärgsten versengt wird.“

„Das schadet nichts, Tante Hüde, was liegt an mir! Wenn ich auch noch tausendmal elender werde, wenn ich auch noch so tief sinke, wenn ich nur im Versinken die beiden mit hinabreißen kann!“

Baronin Strehlen erblaßte bei diesem leidenschaftlichen Ausbruch, sie birgt den Kopf in den Händen, um nur nichts mehr hören, nichts sehen zu müssen. Konstanze aber geht mit teuflischem Lachen hinaus.

Noch nach Mitternacht tritt ihr ruheloser Schatten am Fenster vorbei, sie grübelt und grübelt, tausend Gedanken kreuzen sich hinter ihrer Stirn. Gegen Morgen erst sinkt sie in einen schweren, traumlosen Schlaf.

VI.

Auf der Terrasse des Herrenhauses von Buchen steht Gräfin Alexandrine. Ein weißes Spitzentuch zum Schutz gegen die schon empfindliche Herbstkälte um die Schultern geschlungen, lehnt sie an der mit Klematis umspinnenen Ballustrade. Ein sehnsüchtiges Lächeln spielt um ihren Mund. Ueber die weißen Kieswege des Gartens kommt Dagobert

in grünem Jägerrock, die Büchse geschultert. Als er Aliz erblickt, kommt ein frohes Leuchten in seine Augen und mit ein paar Schritten springt er die Stufen zur Terrasse empor.

„Aliz! Liebling! Schon so früh am Morgen bist du aus den Federn? Hast du auf mich gewartet hier?“

Sie blickt mit leuchtenden Augen zu ihm auf, da schlingt er hingerissen von ihrer Lieblichkeit den Arm um ihre Taille und raubt ihr frischweg einen Kuß. Ein feines Rot steigt in Aliz Wangen.

„Dagobert, wie kannst du es wagen? Wie soll ich solche Kühnheit strafen?“

„Dadurch, daß du mir zur Strafe meinen Kuß zurückgibst!“ sagt er übermütig lachend.

Er läßt sie trotz ihres Sträubens nicht aus seinen Armen.

„Aliz! Liebling! Darf ich der Welt noch nicht unser süßes Glück verkünden? Bedenke doch, drei lange Jahre habe ich das große Geheimnis mit mir herumgeschleppt müssen.“

Sie gibt ihm einen scherzenden Schlag auf die Wange.

„Du armer Dagobert! Ich könnte dich ja wohl bedauern, aber da müßte ich folgerichtig bei mir selbst anfangen, und da käme ich ja aus dem Bedauern gar nicht heraus. Ist's denn so notwendig, daß alle Welt an unserem Glücke Anteil hat? Ich denke, heimliche Liebe ist am süßesten.“

„Ist sie auch, du kleine Heze. Aber schließlich will man doch auch der Welt sein Glück zeigen. Mutter ist ganz meiner Meinung.“

„Das weiß ich, mein ungeduldiger Ritter. Ich habe sie gestern abend gesprochen. Sie hat gegen unsere Verbindung nichts mehr einzuwenden, da wir so treu zueinander gehalten haben“



Siegesbente im Ofen.

In einem Außenfort von Grodno erobertes russisches Festungsgeschütz.



ber wöch
Mitt
gemmabreife
Penspr

Ar. 266

Krie
Wichtig

11. Novem
ber Stur zu
Qualtner g
Montenegr
schreit.

12. Novem
ber an der W
uppen leben
an fort,
Wäge.

Der E

Die dünkel
gehelle Ma
in Söldnerfah
halten Dritten
er erinnert sic
in Brahlerei
erklärte, er
schla in den
ur ihre Lar
mit spiegel
in dieser Gän
er gebilben
aufspiel
wie in
um von Gu
mit. In
überlichen
Wurdill

die lange Zeit. Um die das zu sagen, bin ich so früh aufgestanden und habe hier auf dich gewartet. „Aliz! Du Prachtmädel! Du herziges, süßes Lieb!“ Ehe sie es sich versieht, hat er den Arm fester um sie geschlungen und im Walzertakt tanzt er mit ihr die Terrasse entlang.

„So, nun bekomme ich noch einen Extrakuß, Aliz, einen richtigen Verlobungskuß!“ Tiefaufatmend löst sie sich endlich aus seinen Armen.

„Nein, Dagobert, was du für ein Mensch bist? Wie gehst du mit mir um.“

„Ein lieber Kerl bin ich aber doch, Alizelchen, was?“ Uebermütig blickt er ihr in die glückstrahlenden Augen.

„Nun komm zu Mutterchen, Herzlieb, sie wird sich doch freuen. Und die Grete, na, wird die Augen machen! Weißt du, daß sie mich in Verdacht hatte, die schöne Konstanze freien zu wollen? Du solltest einmal gesehen haben, was für schweres Geschick sie aufgefahren hat, um mich von meinem vermeintlichen Vorhaben abzubringen. Sogar dich hat sie ins Treffen geführt. Ich bin gewiß, ihre freundliche Einladung verdankst du nur dem Wunsch, dich zur Schwägerin zu bekommen.“

„Ich wäre auch ohne Gretes Einladung gekommen, da ja die Probejahre, die deine Mutter uns auferlegt hatte, zu Ende waren. Ich hab' oft solche Sehnsucht nach dir gehabt, Dagobert.“

„Und ich nach dir, du liebe, süße Hexe. Du hattest mich ja ganz bezaubert. Komm, schnell noch einen Kuß, ich habe ja so lange nach deinen roten Lippen gehungert!“

„Na, was geht denn hier vor, meine Herrschaften?“ Gretens lustige Stimme dringt aus dem Garten herauf.

Aliz errötet, doch Dagobert hat sich schnell gefaßt.

„Gestatte, viel-liebes Schwesterlein, daß ich dir meine teure Braut vorstelle!“

Grete macht erstaunte Augen, dann fliegt sie auf Aliz zu.

„Ja, ist es wirklich wahr, Aliz, das wolltest du?“

„Ich muß wohl, Kleinchen! Dein Herr Buder ist solch ein Herrenmensch, er nimmt mich einfach in Besitz, ohne zu fragen.“

„O du!“ Dagobert droht mit dem Finger.

„Warte, das tränk ich dir ein, solch' teure Worte muß du mir teuer bezahlen! Gretelein, warst du kurz-sichtig? Glaubtest du ich ließe mich von der schönen Konstanze fangen, und mich hatte doch diese kleine Hexe schon vor Jahr und Tag bezaubert. Ich war gefeit.“

„Du Böser, und mir nichts davon zu sagen! Eigentlich sollte ich ganz böse sein über solch' eine Heimlich-tuererei!“

„Du kannst ja gar nicht böse sein, Gretelein!“ sagt Dagobert lachend.

„Du lieber, kleiner Schelm, hast uns ja viel zu lieb; doch wie ist's, hast du dein Ponggepann noch nicht fertig stellen lassen, um die frohe Botschaft nach Marklitten zu bringen?“

„Du loser Spötter.“ Grete wendet sich schmollend ab, aber nach dem Frühstück bestellt sie sich heimlich die Zuleita, sie wolle einen kleinen Mitt machen.

„Siehst du wohl, Schwesterchen, daß ich recht hatte! Aber wenn es dir recht ist, bin ich mit bei der Partie. Ich muß ohnehin Herbert noch wegen den Jagden sprechen.“

Dagobert ist Grete heimlich gefolgt; er hatte ja eine Ahnung, daß der Zug ihres Herzens sie zum Stalle trieb, um möglichst eilig nach Marklitten zu gelangen. Aliz war bei der Mutter; diese hatte mit der jungen Braut so vieles zu reden. Die Baronin war ja auch sehr zufrieden mit dem Verlöbniß, wengleich sie vor drei Jahren, als Dagobert ihr zuerst davon gesprochen, bestimmt erklärt hatte: „Daraus wird vorläufig nichts! Ihr müßt Leide frei bleiben, Kinder können sich nicht binden.“ Nun war sie doch froh, daß die Kinderneigung sich bewährt hatte.

VII.

Im Wohnzimmer der Baronin Strehlen brennt ein behagliches Feuer im Kamin, trotzdem die blanke Herbstsonne durch die Fenster-scheiben lacht. Baronin Strehlen sitzt auf ihrem Lieblingsplatz,

an dem Feuer, das in nächster Nähe des lustig prasselnden Feuers sich befindet. Konstanze ist am Morgen mit Herbert zur Stadt gefahren, um einige Einkäufe zu besorgen. Die Abwesenheit der ihr so unsympathischen Konstanze hat Marianne bemerkt, um ihrer Schwiegermutter einen längeren Besuch zu machen. Auf einem niederen Schemel sitzt sie zu den Füßen der alten Dame, den Kopf wie ein Kind vertrauensvoll an ihre Knie geschmiegt. Sie hat so vieles mit der Mutter zu bereden. Seit ihrer Verlobung weiß Aliz als Gast auf Marklitten. Man will die Hochzeit beschleunigen, da Aliz vor einigen Tagen von ihrem Onkel, bei dem sie seit dem frühen Tode der Eltern eine Heimat gefunden, die Nachricht erhalten, daß er noch in späten Jahren sich eine Häuslichkeit gegründet. Eine junge, wunderbar schöne Italienerin hat sein Herz entzündet.

„Nun hab' ich keine Heimat mehr!“ hatte Aliz wehmütig gesagt. „Ich ahnte es stets, daß diese falsche Schlange den Onkel noch einmal umgarnen würde. Armer Onkel, er wird es nicht gut bei ihr haben, so verschieden im Alter, das tut nicht gut!“

Dagobert hatte sein Lieb herzlich in die Arme geschlossen. „So heiraten wir eben, so bald als möglich, dann hast du eine bleibende Heimat.“

Nun war Aliz seit zwei Wochen in Marklitten. Auf Buchen waren die Vorbereitungen zur Hochzeit in vollem Gange. Marianne wünscht zu Ehren der Brautleute ein größeres Fest zu geben, und um über diese Veranstaltung sich zu besprechen, ist sie zu ihrer Schwiegermutter gegangen. Sie freut sich sehr, die Freundin

in der Nähe zu behalten, und dennoch, so vertraut sie auch miteinander sind, über das traurige Los, das sie getroffen, kommt niemals ein Wort über ihre Lippen. Selbst dem geliebten Tagebuch hat sie diesen Seelen-schmerz nicht anvertrauen können, ganz allein muß sie ihn tragen, niemand kann ihn teilen. Auch mit Herberts Mutter hat sie nie ein Wort über den Gatten mehr gesprochen. Die alte Frau liebt sehr wohl in dem Herzen Mariannens, aber sie besitzt Menschenkenntnis genug, um zu wissen, daß Naturen wie die Mariannens nur allein mit sich selbst fertig werden müssen, daß sie die Einmischung anderer in ihre intimsten Angelegenheiten unter keinen Umständen ertragen. So reden sie denn auch jetzt nur über das



Verwundetenfürsorge auf dem serbischen Kriegsschauplatz. Kleiner zweirädriger Sanitätswagen, wie er in den serbischen Bergen von den Verbündeten verwendet wird

bevorstehende Fest, und obwohl ihnen beiden das Herz voll ist zum Berspringen, so wird doch Herberts Name zwischen ihnen nicht genannt. Mitten in ihre Beratungen hinein kommen Herbert und Konstanze. (Fortsetzung folgt.)

Der letzte Marsch.

Auf Flanderns Fluren liegt tiefernste Nacht. Es schweigt das brüllende Losen der Schlacht, Man hört nur Röcheln und Stöhnen schwer, Der Engel des Todes schreitet einher, — Und wo er berührend vorübergeht, Verstummt das Stöhnen, das Röcheln verweht.

Es liegen hier manche, wie Eichen gefällt, Die Faust geballt und das Antlitz entstellt, Die stieren Augen voll Schmerzen und Leid. — So wie sie sanken im grimmigen Streit. Da — plötzlich ist rings alles himmlisch erhellt, — Der Heiland schreitet durchs blutige Feld.

Und hinter ihm steigt aufwärts, hinan Dem Lichte entgegen die leuchtende Bahn. Der Heiland neigt sich, faßt jedem die Hand, Er weist hinauf sie ins ewige Land: „Ihr kämpft hier mutig und wader! Wohlan: So tretet zum letzten Marsche nun an!“

Begdorf (Sieg). Pet. Müller

Der Kriegsjunge.
Von Ruth Wiffenbach.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Dem Kleinen schien Margot gut zu gefallen, denn er trübte gleich lustig los, als sie ihn auf dem Schoße schaukelte, und so war die Freundschaft der beiden geschlossen.

„Seh'n Sie, Frau Seifert, wir werden uns schon verstehen, was, „Bubi?“ rief Margot lachend, indem sie mit Herzenslust mit dem hübschen, gesunden Jungen spielte, der seine Mutter ja nicht zu vermissen schien.

„Ja, gnädiges Fräulein, wenn sie so schön mit ihm spielen, da wird Hänsgen schon zufrieden sein,“ sagte Frau Seifert glücklich lächelnd, denn sie sah wohl, daß das reiche Mädchen mehr wie Wohlgefallen an ihm hatte.

„Und hier ist auch die Amme für Bubi,“ stellte Margot die eben eintretende dralle Spreewälderin vor, der die Gutmütigkeit aus den großen, blauen Augen leuchtete und die nun sich gleichfalls mit Hänsgen zu schaffen machte.

Frau Seifert war wie im Traume befangen. War denn das alles Wirklichkeit, was sie hier sah? Mit glückverklärten Augen schaute sie um sich. Ach ja, ihr Junge bekam es gut, und doch war Trauer in ihrem Herzen; so wie die Mutter konnten sie ihn doch nicht lieben, und wenn er es noch so schön hatte.

Nachdem Margot den Kleinen der Amme übergeben und derselben noch einige Befehle erteilt hatte, Frau Seifert ihn noch einmal ans Herz gedrückt und geküßt, zog sie die Frau mit sich fort.

„Kommen Sie, Frau Seifert, Sie trinken doch erst eine Tasse Kaffee mit uns, ehe Sie gehen?“

„Wenn ich nicht störe, gnädiges Fräulein.“

„Aber keine Idee,“ unterbrach Margot sie lebhaft, „kommen Sie nur,“ und sie führte die noch ganz verwirrte Frau nach unten in das schöne, dunkel gehaltene Speisezimmer.

„Ach, Fräulein Lingner, wie soll ich Ihnen für Ihre Güte nur danken, das ist ja alles viel zu schön für den Jungen,“ sagte Frau Seifert stehend bleibend.

„Aber nein, lassen Sie mir die Freude, für ihr Kind zu sorgen, wie ich es denke, daß es das Beste ist, wenn Sie nur die Ueberzeugung haben, daß es hier gut aufgehoben, dann bin ich zufrieden,“ erwiderte Margot liebevoll.

Schüchtern setzte sich Frau Seifert an Margots Seite nieder, aber die Hausdame wußte so nett zu erzählen, daß sie fast ihre Bangigkeit verlor und bald selbst über ihr eigenes Leben Auskunft gab.

Als später der Kommerzienrat eintrat, sah er fragend auf die einfach, aber tadellos sauber gekleidete junge Frau in den Trauerkleidern.

„Ach,“ rief er, „jetzt erkenne ich Sie, Frau Seifert, Sie sind die Mutter unseres Kriegsjungen, nicht wahr?“ Er gab ihr die Hand. Die junge, recht hübsche, aber etwas verhärmte Frau tat ihm leid.

„Es ist Ihnen wohl sehr schwer gefallen,“ fragte er teilnehmend, „sich von Ihrem Kinde zu trennen?“

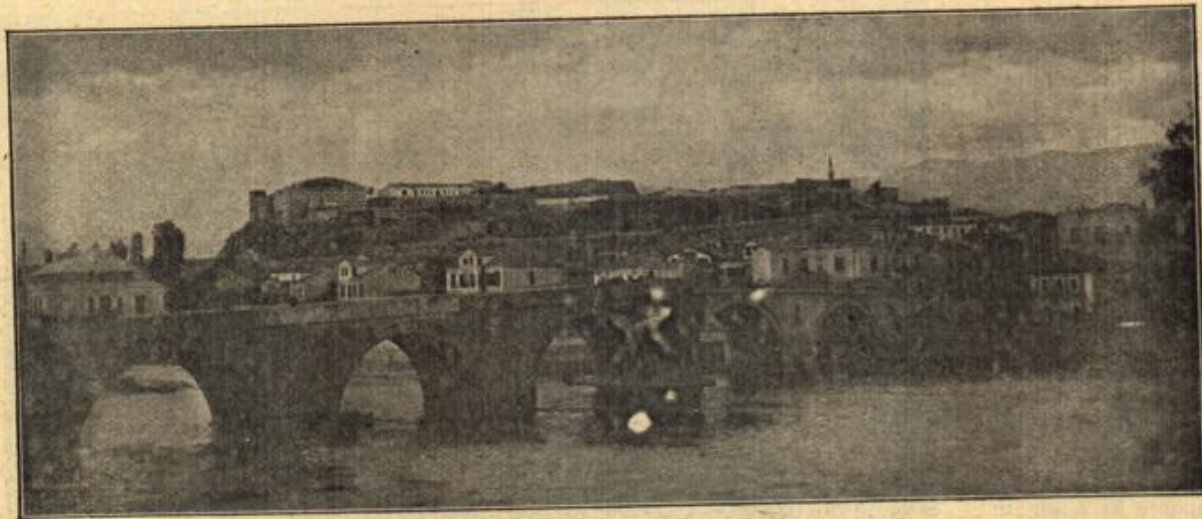
„Ach Gott, Herr Kommerzienrat, gewiß war es mir schwer, den Kleinen wegzugeben, aber er bekommt es ja hier so gut, daß ich meine Mutterliebe bezwingen will, und dann habe ich ja noch drei Kinder zu Hause, für die ich zu sorgen habe,“ erwiderte sie seufzend.

„Sie können ja Hänsgen, so oft Sie Zeit haben, besuchen, Frau Seife t, nicht wahr Papa?“ sagte Margot.

„Gewiß, gewiß!“ beeilte sich der Kommerzienrat zu erwidern.

„Ach, danke, gnädiges Fräulein, danke bestens, ich werde mir hin und wieder erlauben, von Ihrer Einladung Gebrauch zu machen, wenn es Ihnen recht ist.“

„Natürlich, Frau Seifert, kommen Sie nur, Sie sind ja die Mutter, haben also das Recht, ihr Kind zu besuchen, und sollte ich einmal nicht zu Hause sein, wenn Sie kommen, dann gehen Sie ruhig hinauf, ich werde dem Diener Bescheid sagen, daß er Sie hinauf führt. Bei schönem Wetter muß die Amme ihn natürlich spazieren fahren, aber so um fünf Uhr ist sie sicher da,“ sagte Margot, der Frau zunickend.



Die serbische Stadt Ueshib

die alte Hauptstadt Mazedoniens, die am 2. Oktober von den Bulgaren nach erbitterten Kämpfen erobert wurde. Ueshib ist der wichtigste Eisenbahn- und Straßenknotenpunkt im südlichen Serbien, durch dessen Einnahme die Bulgaren in den Besitz aller wichtigen Verbindungslinien in Südserbien kamen.

wurde eingezogen, fort, hinaus, für sein Vaterland zu kämpfen — und nun war er gefallen und sie allein mit ihren unmündigen Kindern. Aber Gott würde sie nicht verlassen, das hatte ihr der heutige Tag gezeigt. So träumte sie, bis ihre Kinder kamen und sie aus ihrem Sinnen erweckten.

Margot Lingner wurde von ihren Bekannten oft geneckt mit ihrem Kriegsjungen. Sie aber lächelte dazu, hatte sie doch die Genugtuung, ein gutes Werk getan zu haben, und außerdem war der kleine, herzige Kerl ihr schon so ans Herz gewachsen, daß sie die Redereien gerne mit in Kauf nahm.

Eines Tages fragte sie ihren Vater, ob er nicht Hänsgen einmal ansehen wolle.

„Na ja, ansehen kann ich deinen Schützling einmal, hoffentlich schreit er nicht gerade Mordio, wenn ich erscheine,“ sagte der Kommerzienrat lachend.

„Aber Papa,“ entgegnete Margot entrüstet, „was denkst du, der Kleine ist so brav, fast nie weint er, und denke, Hänsgen kommen schon zwei.“

„So, so, na da werde ich gleich mitgehen und mir das ansehen.“

Hänsgen war in seiner besten Laune. Als Margot zu ihm trat, streckte er ihr seine Arme entgegen und als sie ihn ihrem Vater präsentierte, krächte er laut und vergnügt. Das gefiel dem Kommerzienrat ausnehmend. Er hatte im Geiste einen kleinen, plärrenden Bengel gesehen, und nun war da ein rosiges, lachendes Kind, das lustig strampelte und ihn aus großen, blauen Augen unerforschend anschaute.

Es wurde ihm sonderbar zumute; eigene Gedanken gingen ihm plötzlich durch den Kopf. Wenn der Junge mein wäre,

...und ich will Ihnen mein Kind anvertrauen, Herr Kommerzienrat, entgegnete sie entschlossen.

„Das ist recht, Frau Seifert, ich gebe Ihnen die Versicherung, daß es der Junge bei uns gut haben soll, daß ich wie ein Vater für ihn sorgen werde, glauben Sie mir das?“

Die junge Frau war zuerst etwas erschrocken, als er ihr seinen Wunsch kundtat, den Knaben an Kindes Statt anzunehmen zu wollen. Nicht sofort gab sie ihre Einwilligung, sie bat um Bedenkzeit.

Zu Hause überlegte sie alles gründlich. Lange, schwere Kämpfe durchkostete das Mutterherz. Was sollte sie tun, sie war ganz zerrissen von Schmerz und Pein. Wohl dachte sie an die glänzende Zukunft ihres jüngsten Kindes, wie sie ihm niemals eine schaffen konnte, und doch, wie schwer, wie unendlich schwer war dieser Schritt.

Ihr blieben ja noch zwei Knaben, Heinz und Martin und ihr Lutschen, sie hatte also noch genug Pflichten, aber konnte sie, durfte sie eines ihrer Kinder verschenken? Sie wußte keinen Rat. Am nächsten Vormittag ging sie zu Herrn Pfarrer Bernhardt und schüttete ihr Herz aus. Der alte Herr kannte die junge Frau sehr gut, hatte er sie doch getraut und ihre vier Kinder gekauft. Und er gab ihr Rat so gut er es dachte, er konnte den Kampf in ihrer Seele wohl verstehen, aber er sah auch, genau wie sie selbst, in die Zukunft und sagte ihr offen, was er dachte.

„Sehen Sie, meine liebe Frau Seifert, das Kind ist jetzt so gut aufgehoben, in einem hochachtbaren Hause, der Herr Kommerzienrat ist eine solch angesehene Persönlichkeit, ein großer Menschenfreund, der viel Gutes tut; wenn Sie sich entschließen würden, ihm Ihren Knaben anzuvertrauen, so wäre für sein ganzes Leben gesorgt.“

„Gewiß, Herr Pastor, das sagte ich mir ja selbst in all den Tagen, und vielleicht ist es Gottes unerforschlicher Ratschluß, daß ich dies Kind von mir geben soll und seinem Glücke will ich nicht im Wege sein, wenn Sie, Herr Pastor denken, daß es so gut sei, so werde ich also das tun.“

„Lassen Sie sich Zeit, übereilen Sie nichts, was Ihnen später vielleicht leid tun würde, denn es ist ja keine Kleinigkeit, ich verstehe das wohl, nur lassen Sie nicht außer acht, daß Ihr Kind einer hellen, frohen Zukunft entgegen gehen würde, wenn Sie es dort lassen, wo es jetzt ist, und dann, sind Sie ja auch einer Sorge mehr enthoben, sagte Herr Pfarrer Bernhardt ernst.“

Nach drei Tage der Dual, dann hatte sich die junge Mutter zu einem festen Entschlusse durchgerungen. Noch an demselben Nachmittage ließ sie sich bei Herrn Kommerzienrat Lingner melden. Wohl war ihr Herz noch etwas schwer und beklommen, als sie das vornehme Haus, das fortan die Heimat ihres Hänschen sein sollte, betrat, aber zurück konnte sie nun nicht mehr.

„Also haben Sie es sich überlegt, Frau Seifert,“ fragte der Kommerzienrat gütig, nachdem er sie gebeten hatte, Platz zu nehmen.

„Ja, ich will Ihnen mein Kind anvertrauen, Herr Kommerzienrat, entgegnete sie entschlossen.“

„Das ist recht, Frau Seifert, ich gebe Ihnen die Versicherung, daß es der Junge bei uns gut haben soll, daß ich wie ein Vater für ihn sorgen werde, glauben Sie mir das?“

„Keine Tochter ist ganz mit mir einverstanden, und sie freut sich sehr, das Kind ganz behalten zu dürfen, und offen gesagt, liebe Frau Seifert, auch mir hat das Vorförschen es angetan.“

„Ich fühle Ihnen ja nach, meine gute Frau Seifert, daß es Ihnen schwer wurde, ja zu sagen, ich bin selbst Vater und kann mir denken, daß eine Trennung Ihnen schwer wird, aber wir, Margot und ich wollen dem Kinde so viel Liebe geben, wie wir nur können,“ sagte der Kommerzienrat warm.

„Ja, ja,“ entgegnete Frau Seifert, „das weiß ich. Darum will ich Ihrem Wunsche entsprechen. Seien Sie und Ihre Tochter gesegnet für alles Gute, das Sie meinem Kinde tun werden.“ Und nun weinte sie doch, so tapfer sie sich auch dagegen gewehrt hatte.

„Aber, liebe Frau Seifert, weinen Sie nicht, das tut mir so weh, was in unserer Macht steht, soll geschehen, ihr Kind glücklich zu machen,“ gelobte der Kommerzienrat feierlich, indem er der Frau warm die Hand drückte.

„Und nun,“ begann er wieder, nachdem Frau Seifert sich beruhigt hatte, „wollen wir den geschäftlichen Teil erörtern. Ich habe Ihnen zwanzigtausend Mark Abstandssumme zugebacht. Sind Sie damit einverstanden, Frau Seifert?“

„Ach, Herr Kommerzienrat, das ist viel zu viel,“ entgegnete sie bescheiden. Eine solche Summe, ihr schwindelte.

„Also sind Sie damit einverstanden? Gut, diese Summe erhalten Sie am Tage der Adoption, und nun gehen Sie hinauf zu Hänschen. Es soll aber heute nicht das letzte Mal sein, daß Sie ihn besuchen.“

Frankreich, England, Rußland usw.

Wenn wir lügen, dann siegen wir, Wenn wir siegen, dann lügen wir. Adolf Warmbach (im Felde).



Dom türkischen Kriegsschanplage. Ein frühlicher Ritt auf einem Dardanellengeschütz.

Ein seltsames Austunftsmittel

Von Dagobert Winter. (Nachdruck verboten.)

Zurzeit, als die Grafen von Flandern Herren der Stadt Namur waren und Graf Johann regierte, empörten sich die Einwohner gegen denselben, weil er zu den bereits vorhandenen drückenden Steuern eine neue ausgeschrieben hatte. In Abwesenheit des Grafen drangen sie ins Schloß, forderten von dessen Gemahlin die Zusage, daß ihr Gatte die neue Steuer erlassen werde, — und als die Gräfin diesem Wunsche nicht entsprach, setzten die Bürger dieselbe gefangen. Johann aber erschien bald darauf mit Truppen vor der Stadt und begann eine regelrechte Belagerung. Lange widerstanden die Empörer, endlich aber zwang sie der Hunger zur Kapitulation. Der Rat schickte eine Deputation zu dem Sieger und ließ ihn um Gnade und Schonung bitten und zugleich nach den Bedingungen fragen, den er den Empörern auferlegen wolle.

„Das sollt ihr in Namur selbst erfahren, nicht hier auf freiem Felde,“ versetzte der beleidigte Fürst, „zunächst aber befehle ich, daß mir morgen bei meinem Einzuge niemand, wer es auch sei, weder zu Fuß, noch zu Pferde, noch zu Wagen entgegen komme.“

Das war ein Zeichen höchster Ungnade: die versammelten Ratsherren hörten daher mit Schrecken diesen Bescheid, denn er gab ihnen die Gewißheit, daß ein strenges Strafgericht über sie ergehen werde. Niemand wußte ein Mittel, des Grafen Zorn zu mildern, denn dieser hatte ihnen durch das Verbot, ihm entgegenzukommen und sich ihnen zu nähern, jede Gelegenheit

„So wüßte wohl ein Mittel, trotz des Verbotes dem gestrengen Herrn zu nahen,“ sagte er. „Der Herr Graf hat uns verboten, ihm zu Fuß, zu Pferde oder zu Wagen entgegenzukommen, wohlen denn, gehen wir ihm auf Stelzen entgegen, davon ist in seinem Befehl nicht die Rede.“

Der Vorschlag fand Beifall und sofort wurden sämtliche Holzarbeiter der Stadt beauftragt, so viel Stelzen anzufertigen, als sie überhaupt zu schaffen vermöchten, und als sich dem Grafen am anderen Tage die Tore öffneten und er seinen Einzug hielt, war er nicht wenig erstaunt, als ihm der gesamte Rat und alle Notabilitäten der Stadt auf Stelzen entgegen kamen. Er mußte über den originellen Einfall lachen, sein Zorn verslog, er hörte die Beschwerden ruhig an und versprach Abhilfe, die er später auch gewährte.

Noch heutigen Tages aber wird zur Erinnerung an diese Begebenheit in Namur das sogenannte „Stelzenfest“ gefeiert, bei welchem sich die jungen Männer der Stadt auf einem großen Platze einfinden und zwei Parteien bilden, die sich gegenseitig bekämpfen, sich abzuwerfen suchen, wobei indessen nur die Ellenbogen gebraucht werden dürfen, und sonstige Scherze treiben. Das Stelzenfest gehört zu den beliebtesten Volksbelustigungen in Flandern und wird von weit und breit aus der Umgegend besucht.

Die vier Elemente als Musikanten.

Von Dr. Bernard.

(Nachdruck verboten.)

Aus vier Elementen, aus Feuer, Wasser, Erde und Luft, dachte das Altertum sich jegliches Ding entstanden; im ganzen Reiche der Natur sollte es nichts geben, wozu sie nicht einzeln oder vereint den Baustoff oder die Zeugungskraft geliefert hätten. Wir wissen es heute besser; ganz so einfach, wie sie sich dachten, ist der Bau der Welt nicht. Doch für eine Erscheinung darf die alte Lehre gewissermaßen in Geltung bleiben: für den Schall, der niemals zustandekommen kann, ohne daß die Luft einwirkt. Freilich wäre es falsch, zu sagen, daß sie ihn hervorbringe. Sie ist nur Vermittlerin, die Trägerin jener Wellen, die sie selbst von den Atomschwingungen irgend eines „erregten“ Gegenstandes übernommen hat und an unser Ohr weiterleitet, das wiederum die Schwingungen in einen Ton umzusetzen vermag. Die Grundursache des Klanges ist sie in der Regel nicht. Wohl aber kann sie es werden, nämlich dann, wenn irgend ein Anstoß ihr die Kräfte des Windes erteilt. Dann kann sie aus eigener Fähigkeit, also ohne Hilfe von außen, Töne erzeugen. Sie geht sozusagen auf eigene Faust unter die Musikanten. Die anderen drei Elemente aber brauchen nicht zurückzustehen, denn auch sie bergen Dinge und Lebensäußerungen voll musikalischer Kräfte. Zuwiefern, das werden wir sehen.

Draußen heult der Sturm um die Hausede und pfeift durch die Ritzen. Hoch oben über der Erde ist er lautlos. Sobald er aber hier unten das geringste Hindernis trifft, dann werden die Schichten der dahinjagenden Luft wild durcheinandergewirrt. An der Mauerlante brechen und splittern sie; sie rütteln an dem Posten und an der Wand, und die wehren sich und stoßen wieder. Darum rührt sich — und das ist eigentlich etwas Wunderbares — im Innern dieser Schichten selbst ein feines Zittern und Beben. Von der einen pflanzt es sich zur andern fort in der nach Art und Häufigkeit wohlbekanntest Form von winzigen Wellen, und wenn diese, von der Hausmauer und der stillen Zimmerluft bereitwillig aufgenommen und fortgepflanzt, an unser Ohr kommen, dann hören wir den Sturm. Je größer die Geschwindigkeit des Windes, desto heftiger und desto öfter werden natürlich die Luftatome schwingen. — Erklärend sei bemerkt, daß das höchste „C“ in unserer üblichen Klaviertastatur etwas über 1000 Schwingungen in der Sekunde besitzt. — Von nicht geringerem Einfluß ist ebenso selbstverständlich die Beschaffenheit der Orte, an denen er bricht.



Schweizer Beobachtungsposten auf einer vorspringenden Felswand.

„Mit Blicklicht und Büchse im Zauber des Elelescho“ so prachtvolle, einzigartige Jagdbeute erlangte, erzählt in einem seiner Buchkapitel, wie er den Wind in der „Symphonie der Steppe und des Urwaldes“ mitmusizieren hörte. „... Ein geheimnisvolles Tönen! Als sich die Brise gegen Abend mehr und mehr erhebt, beginnt in meiner Nähe ein mir vertrautes, seltsam schönes Konzert. Der Hügel, von dem aus ich Umschau halte, ist bis zu seinem Gipfel mit dürftigen Flötenasazien besetzt. Wie nun der Wind immer stärker über die durchlöcherter Gallen, die jene Bäume tragen, streicht, ertönt dort oben durch die einsame Stille ein seltsames Klingen, eine seltsame Tonprache, die nur der Klang von Arolsharfen ein wenig versinnlichen könnte. Jene Gallen der Alazien sind durchlöchert und werden in vielen Fällen von kleinen Ameisen bewohnt. Nicht allzu häufig stört sie ein menschliches Wesen in ihrem Tun und Treiben; doch heute geschieht dies! Der spärende Beobachter freut sich am Klange jener seltsamen Musikinstrumente. . . .“

Geschaffen sind diese von der Natur; anderwärts stellt der kindhaft frohe Geist der Menschen sie auf, damit der Wind an ihnen seine Kunst übe. In den von Malaien bestellten Strichen Südasiens trifft man mitunter an windreichen Plätzen auf Bambushaine, über denen ein geheimnisvoll überirdisches Klingen und Tönen zu schweben scheint. Die Eingeborenen haben die Stammenden — von Stengeln darf man hier füglich nicht reden, obwohl der Bambus trotz seiner vierzig Meter Höhe zu den größern gehört — in mannigfaltigen Richtungen quer durchbohrt. Streicht dann ein Luftzug über die nidenden Halme, dann zieht mit ihm ein harmonisches Melodieren, bald gedämpft, bald heller. Wir zivilisierten Europäer kannten in einer Zeit, die mehr als das Heute an romantischem Naturspiel gefallen hatte, einen ganz ähnlichen Brauch, nur daß wir vom Winde die Arbeit des saitenrührenden Bogens verlangten, anstatt jener des Flötenbläfers: wir hängten in den Kronen der Bäume, über dem Dache des Gartenhauses, am obersten Fels der Luftgrotte die Arolsharfen auf. (Schluß folgt.)

Die alte Mühle.

Wo der Wildbach rauscht, die Forelle springt
Und das Mühlrad geht im Tal,
Da bin ich mit dem Liebsten mein
Gewandert unzähligemal. —

Wir malten die Zukunft so rosig uns —
Ein Sturm hat alles verweht.
Mein Liebster streitet im Feindesland
Und die Mühle — die alte — steht.

Wann wird am rauschenden Wildbach wohl
Das Mühlrad wieder gehn! — —
Herrgott, werd' ich den Liebsten mein
Noch einmal wiederseh'n? — —

Frintrop (Mhd.).

Bruno Wehner

Spruch.

Frei ist nur ein Volk, welches stark genug ist, seine Freiheit zu behaupten, und stark wird es durch Einigkeit. Moltke.

Sprüche.

Ein mächtiger Zauber ist erzeugte Ge-
fälligkeit. Mit einem Tropfen Honig ge-
winnt du mehr, als mit einem Fasse Essig.

Wer einen Fehltritt tat, verzeih' ihm,
lieber Mann!

Bedenk', auch einen Fuß hast du, der
straucheln kann.

Vogel- und Leitungsschutz. Würde es
möglich sein, statistisch festzustellen, wieviel
Vögel in einer gewissen Zeit, beispiels-
weise in 24 Stunden, durch die Hoch-
spannungsleitungen der Ueberlandzentra-
len getötet werden, man käme zweifellos
auf eine erschreckend hohe Zahl, die mehr
noch als bisher veranlassen müßte, vor-
beugende Maßregeln zu ergreifen. Dies
umso mehr, als durch das unbeabsichtigte
Bernichten der Vögel zugleich auch die

gedrängt sammeln, vor, daß mit einem
Schlage eine ganze Anzahl dieser Tiere
vernichtet wird. Manche dieser Vögel,
besonders die größeren, versuchen, auf
den Tragkonstruktionen sitzend, ihre
Schnäbel zu wehen und finden auf gleiche
Weise den Tod, zugleich Betriebsstörungen
verursachend. Ein brauchbarer Vogel- und
Leitungsschutz muß entweder eine Be-
rührung des Drahts unmöglich machen oder
verhindern, daß diejenigen Teile berührt
werden können, die das Potential der Erde
stören, also Gestänge, Stützen, Fang-
bügel, überhaupt Tragkonstruktionen, doch
ist solcher mit Schwierigkeiten verknüpft.
Eine Hochspannungsapparatebau-Gesell-
schaft hat einen Schutz erdacht, bei dem die
Isolatoren tragenden Vorrichtungen iso-
liert werden. Auf den Isolatorenträger
wird in einfacher Weise mittels zweier
Schellen ein Isolierkörper aus wetter-
beständigem Material montiert, auf den
sich die Vögel niederlassen. Die Höhe des
Isolierkörpers verhindert eine gleichzeitige

mit der schmutzigen Beschaffenheit zu-
sammen sondern damit, daß nach längerem
Umlauf die Oberfläche des Papiers rau
wird, was ein leichtes Anhaften der Keime
begünstigt. Im großen und ganzen hat
sich ergeben, daß die Bakterien, die dem
Papiergeld anhaften, meist ungefährlicher
Art sind und jenen Gattungen zugehören,
die sich ohnehin in der Atemluft verbreiten
finden. Man darf daher die Ansteckungs-
gefahr durch den Geldumlauf nicht gerade
hoch veranschlagen.

Zeitgemäßes Heiratsgesuch. Feldsoldat,
12 Schlachten, 34 Gefechte, sucht tempera-
mentvolles Fräulein zwecks Ehe. Offerten
unter: „Auf in den Kampf“ an die Expe-
dition.

Billige Ausrede. Oberförster (einen
Wilderer überraschend): Na, Sepp, was
wollt Ihr denn mit der Büchse hier? —
Wilderer: „Entschuldigen S', Herr Ober-
förster, i hab bloß g'schaut, ob si' tao Fran-
zos da herverirrt hat.“

Ein Leutnantswort
Als neulich davon ge-
sprochen wird, daß
wir gegen eine Welt
von Feinden zu sech-
ten hätten, sagt ein
junger, von Kampfes-
lust glühender Leut-
nant strahlend: „Ja,
daß Deutschland nach
so vielen Fronter-
kämpfen muß, ver-
dankt es eben seiner
günstigen geographi-
schen Lage!“

Reiche Braut:
„Und wenn ich nur
kein Vermögen hätte,
Schatz, würdest du
mich dann auch hei-
raten?“ — „Aber wie
kannst du nur so fra-
gen, liebes Kind!
Dann würde ich dich
eben aus Liebe hei-
raten!“

Frau Przemysl.
In einem Dörfchen
des Rheingaaues wird
durch Glockengeläute
die Einnahme der ga-
lizischen Festung ver-
kündet. Ein sechs-
jähriger Knirps kommt
in Erregung zu
Großmutter gelaufen:
„Großmutter-
che, se' hawwe di
Glocke geläutet! ?
Großmutterche?“ —

wegen was denn,
„Et ja, denk nor,
Pritschemichel is ge-
fallen!“ — „Ach, du lieber, lieber Gott
wird dem sei Frau aver weine!“

Rätsel.

Fünf Zeichen, wichtig, nicht zu frei,
B'leg' ich mit Lust zu hören;
Eins weg, kann mir die Polizei
Den Reiseplan nicht stören.
Noch eins davon, — bleibt zwar nich
viel,
Wenn wir genau es wiegen;
Doch glückt es oft damit im Spiel
Den Gegner zu besiegen.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:

Schar, Haar, Nar.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur
L. Kellen, Bredeneu (Ruhr). Gedruckt u. heraus-
gegeben von Fredebeul & Koenen, Essen (Ruhr)



Ein „Warenhaus“ auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Ueberlandzentralenwerke selbst sehr häufig
unter Betriebsstörungen zu leiden haben.
Kurzschlüsse, das Ansprechen, bzw. Heraus-
fallen von Schalterautomaten, Draht-
brüche bei Hochspannungsleitungen sind in
häufigen Fällen darauf zurückzuführen, daß
die Vögel die Fernleitungen ungünstig be-
rühren. Diese pflegen sich auf den Trag-
konstruktionen der Isolatoren und zugleich
auch auf der Hochspannungsleitung nieder-
zulassen. Im Moment, wo sich die Schnä-
bel der Vögel berühren, entsteht ein Erd-
schluß, der die Auslösung eines Lichtbogens
und die sofortige Tötung der Vögel zur
Folge hat. In sehr vielen Fällen zertrüm-
mert der aufsteigende Lichtbogen den Iso-
lator oder führt einen Bruch der Leitung
herbei. Die gleichen Verhältnisse treten
auf, wenn sich die Vögel in größeren
Mengen auf der Leitung niederlassen. Es
kommt dann, namentlich bei Staren, die
sich in langen Reihen dicht aneinander-

Berührung zwischen Draht und Erde.
Diese Vorrichtung ist wetterbeständig, halt-
bar und leicht zu montieren, keinen Schwin-
gungen ausgesetzt, kann sich nicht lockern und
beschwert die Leitung fast gar nicht. Die
Vögel sitzen darauf vollständig isoliert.

Papiergeld als Bazillenträger. Ein
an der Yale-University tätiger Gelehrter
hat 24 Muster des allerschmutzigsten Papier-
geldes, das er erlangen konnte, sorgfältig
untersucht und besonders die darauf vor-
kommenden Bakterien festgestellt. Dabei
zeigte sich, daß fast ausschließlich Staphylo-
kokken vorhanden waren. Zudem erwies
sich keineswegs das schmutzigste Exemplar
als am meisten bakterienreich. Während
die Durchschnittsziffer der auf den 24
Scheinen vorhandenen Keime 142 000 be-
trug, war gerade die besterhaltene reinste
Note mit 450 000 und die schlechteste mit
38 000 zu beziffern. Die Aufnahme-
fähigkeit für Bakterien hängt also nicht